

Die Sprache des Kindes.

Von
H. Vierordt.
Tübingen.

Mit vollem Recht hat man die Sprache als die größte und wunderbarste aller Fertigkeiten und Künste bezeichnet, die der Mensch sich erworben hat. Von selbst und ohne unser Zutun gehen die Verrichtungen des vegetativen Lebens von Statten; leicht und mühelos erlernen wir den genügenden Gebrauch der Sinneswerkzeuge, wenigstens für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens und auch die verschiedenen Stellungen und Fortbewegungsweisen des Körpers machen uns, wenn das Muskel- und Knochensystem gehörig erstarrt ist, keine allzugroßen Schwierigkeiten.

Ganz anders verhält es sich mit der Sprache. Ihre Erlernung verlangt, außer der entsprechenden psychischen Anlage und weiteren Entwicklungsfähigkeit, die vollständige Beherrschung der Athembewegungen zur Regulirung des Luftvorrathes und Luftwechsels in den Lungen, sowie der von dem Stimmorgan (dem Kehlkopf) und den Sprechwerkzeugen (Lippen, Zunge, Gaumensegel u. s. w.) auszuführenden mannigfaltigen, verwickelten und fein nuancirten Bewegungen. Das Kind ist deshalb nur sehr langsam und allmählig im Stande, diese ebenso schwierigen als umfassenden Aufgaben bewältigen und sich damit in die geistige Gemeinschaft mit seinen Nebenmenschen einführen zu können.

Unser Gegenstand bietet eine physiologische Seite: insofern es sich um die, theilweis schwierig zu untersuchenden, Bewegungen und Stellungen handelt, die von den Sprachwerkzeugen bei der Bildung der einzelnen Sprachlaute ausgeführt werden; eine physikalische, welche die objectiven Eigenschaften der Sprachlaute erforscht, d. h. die acustischen Eigenthümlichkeiten der Luftbewegungen, welche die Einzellaute der menschlichen Sprache characterisiren und eine psychologische, welche die Beziehungen der physiologischen Leistungen der Sprechwerkzeuge zur Seele und somit die wahre, innere Bedeutung des gesprochenen Wortes zu erörtern hat.

Damit habe ich mich aber nur auf die unumgänglichsten Wechselbeziehungen der hier zunächst verwandten und auf einander angewiesenen Wissenschaften beschränkt und die Berührungen mit verschiedenen anderen Wissenszweigen unerörtert gelassen. Der Sprachwissenschaft z. B., die in neuerer Zeit in anerkannter Weise ihre so innigen und fruchtbaren Beziehungen zu den entsprechenden naturwissenschaftlichen Fächern aufzufinden bemüht war, dürfte eine eingehendere Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten der Kindersprache mit vollem Recht zu empfehlen sein.

Die verschiedenen Disciplinen, welche die Sprache und das Sprechen von dieser oder jener Seite cultiviren, verfolgen ganz naturgemäß und zunächst unbekümmert um die Bemühungen ihrer Nebenwissenschaften ihre besonderen Ziele, auf den ihnen angewiesenen und zugänglichen Wegen; aber diese Wege stoßen wieder zusammen, um so öfter, je gründlicher und objectiver die Methoden sind, die der Forschung zu Grunde liegen. Deshalb kann auch nur ein oberflächlicher Dilettantismus der modernen Wissenschaft die oft weitgetriebene Theilung der Arbeit und Specialisirung der Aufgaben zum ernstgemeinten Vorwurf machen.

Eine auch nur die Hauptpunkte berührende Erörterung der, mir am nächsten stehenden, physikalisch-physiologischen Seite unserer Aufgabe würde in entsprechender Kürze um so weniger durchführbar sein, als einer solchen eine anatomische Einleitung über den Bau der Stimm- und Sprachorgane vorausgeschickt werden müßte. Wir werden uns deshalb auf die Leistungen und allmäligen Fortschritte des sprechenden Kindes, einfach wie sie in die Erscheinung treten und von jedem vorurtheilslosen und nüchternen Beobachter auch ohne die entsprechenden naturwissenschaftlichen Vorkenntnisse aufgefaßt werden können, mit einem Worte auf die Außenseite unseres Gegenstandes beschränken, um so mehr als auch dieser rein äußerliche Standpunkt — der an sich schon des Interessanten genug bietet — uns da und dort einen sichereren Blick in die inneren Vorgänge, wie in die Analogien eröffnet, welche zwischen der Erlernung der Sprache durch das Kind und der Erfindung und Weiterbildung der Sprachen überhaupt stattfinden.

Zur Tonbildung sind die Stimm- und Sprachorgane vom ersten Lebenstag an befähigt. Diese ersten acustischen Producte, die keineswegs isolirt für sich, rein zufällig und regellos entstehen, sind die unverkennbaren Ausdrücke bestimmter körperlicher Empfindungen (Gemeingefühle) und deshalb auch für den Arzt beachtenswerth. Auffallenderweise geben in den ersten Lebenswochen fast ausschließlich nur unbehagliche Gefühle, z. B. Schmerzen, Hungergefühl, die mit unbequemer Lage des Körpers oder einzelner Körpertheile verbundenen Muskelgefühle, Anlaß zu ihrer Entstehung, wobei auch die Gesichtszüge einen entsprechenden schmerzhaften Ausdruck annehmen. Gemeingefühle behaglicher Natur sind uns offenbar in der ersten Lebenszeit nicht, oder nur in sparsamer Weise beschieden; jedenfalls gelangen sie in der Regel erst später, etwa vom zweiten Monat an durch bestimmte charakteristische Töne zum häufigeren Ausdruck. Das Kind gebraucht sein Stimmorgan von nun an nicht mehr ausschließlich zum Schreien; es bringt auch sanftere und wohlklingendere Töne hervor, von anderer Klangfarbe (Timbre), wiederum in Begleitung des entsprechenden mimischen Ausdruckes des Wohlbehagens.

Von besonderem Interesse und durchaus charakteristisch sind die Timbres dieser Stimmtöne. Anfangs haben sie fast ausschließlich einen deutlichen Vocalcharacter, vor Allem ae — als Ausdruck des Unbehagens — und a als Zeichen des Wohlbehagens, Laute, die ja auch der Erwachsene als unwillkürliche, rein natürliche Ausdrücke des Mißfallens oder Wohlgefallens noch vielfach gebraucht. Die Timbres e und i, welche bestimmte Zungenstellungen verlangen, sowie das u kommen erst später und überhaupt seltener vor. Als erster deutlicher Consonant muß m bezeichnet werden, welches bei geschlossenem Mund, während die Zunge in der Ruhelage verharrt, also unter einfacheren Bedingungen und früher entsteht als n, das wiederum eine bestimmte Zungenstellung verlangt. Der erste Explosivlaut ist b, der nothwendig entstehen muß, wenn die vorher geschlossenen Lippen rasch von einander entfernt werden, während die Ausathmungsluft mit einer gewissen Kraft durch die Mundöffnung strömt.

Das kleine Kind bringt also schon in den ersten Lebenswochen eine Anzahl Lauttimbres der Sprache deutlich hervor. Einige dieser Timbres sind, wie erwähnt, mit bestimmten Körpergefühlen verbunden; während andere offenbar mehr zufällig, d. h. immer dann entstehen und entstehen müssen, wenn die Sprachwerkzeuge

bestimmte Stellungen eingenommen haben, während zugleich das Kind eine Stimme producirt.

Die ersteren, h. h. die Schraie- und sonstigen Töne, welche die Körpergefühle ausdrücken, haben also eine psychische Bedeutung, indem sie mit den niedersten Formen des Empfindungslebens: den Gemeingefühlen zusammenhängen. Sie sind uns angeboren; wir haben sie mit den meisten Thieren gemein, welche Stimmwerkzeuge besitzen und die ihre instinctiven Bedürfnisse und natürlichen Gemüthsbewegungen, Hunger- und Durstgefühle, Angst, Zorn, Wohlbehagen u. s. w. durch, für die Einzelspecies wohl characterisirte, Töne und Schraie kund geben. Auch das taubstumme Kind und selbst der Idiot bringen, wenn auch nicht so häufig, Töne der Art hervor.

Die anfangs bloß für sich bestehenden Laute werden vom dritten und vierten Monat an in die mannigfaltigsten Verbindungen mit einander gebracht. Dabei ist es auffallend, daß das Kind manche Laute mit Leichtigkeit hervorbringt, die ihm später beim Sprechenlernen förmliche Schwierigkeiten machen. Die Einen lassen mehr die Lippenlaute (b, v), die Anderen Zungenlaute (l, s, r) hören; sogar die schwierigen Gaumenlaute (ch — k — das hintere n und das harte r) kommen vor. Man hört z. B. mam — ämma — fu — pfu — ess — äng — angka — acha — erra — hab u. s. w. Diese ein- oder zweisilbigen Lautcombinationen entstehen ursprünglich durchaus unwillkürlich und maschinenmäßig; da aber der Säugling mit denselben in der Art wechselt, daß er von den anfangs vorzugsweis gebildeten Lauten einer bestimmten Articulationsstelle zu solchen einer anderen Articulationsstelle übergeht, da er ferner eine bestimmte Lautcombination oft vielfach nacheinander wiederholt, so sind dieselben in der späteren Periode des Säuglingslebens offenbar als willkürliche Hervorbringungen zu betrachten. Sie haben natürlich nicht die symbolische Bedeutung der Worte der Sprache, das Kind hat aber eine Freude an ihrer Production und wiederholt sie nicht selten, ihres acustischen Eindruckes wegen mit sichtbarem Behagen. Die Angehörigen geben auch wohl ihrem jüngsten Familienglied das von demselben „erfundene Wort“ zum vorübergehenden Uebernamen. „Hab hob ha“ habe ich unzählige mal einen Säugling lallen hören; ein anderer machte sich das Vergnügen, das schnarrende Zungen-R mit Vorliebe zu erzeugen und jedesmal möglichst lang fortklingen zu lassen.

Die Functionirung der Stimm- und Sprechwerkzeuge erfolgt somit in den ersten Lebensmonaten unter denselben Bedingungen wie die der Sinnesorgane und der Muskeln. Die Functionsfähigkeit aller dieser Apparate ist von vornherein vorhanden; sie arbeiten aber anfangs nur maschinenmäßig und ohne jede Betheiligung des Willens, der noch gar nicht vorhanden ist. Das Auge empfängt zahlreiche Lichteindrücke von der Außenwelt, aber erst im dritten Monat fängt das Kind an, seine Mutter zu erkennen; die Haut ist empfindlich gegen Berührungen, die Muskeln sind functionsfähig, die Gliedmaßen u. s. w. kommen vielfach in Bewegung, das eigentliche Greifen nach Gegenständen beginnt aber erst mit dem vierten Monat. Das Gehörorgan reagirt auf viele acustischen Eindrücke, aber erst im dritten Monat giebt das Kind unzweideutig kund, daß es seine Mutter auch an der Stimme erkennt und vom vierten Monat an beginnen die Drehungen des Kopfes in der Richtung des gehörten Schalles.

In dieselbe Zeit — also ungefähr in die Mitte des Säuglingsalters — fällt die Production jener an sich inhaltslosen Lautcombinationen, die später immer mehr den Character des Gewollten gewinnen. Das Kind hat freilich in der Folge keinen Anlaß, dieselben mit seinen primitiven Vorstellungen irgendwie in Verbindung zu bringen, weil die von seiner Umgebung gehörten Worte der Sprache sich ihm von selbst aufdrängen und dadurch reichlich Gelegenheit zur besseren Fixirung und Verdeutlichung seiner bereits vorhandenen sparsamen Vorstellungen, sowie vor Allem zur Entstehung völlig neuer Anschauungen und Vorstellungen geben.

Ganz anders muß es sich in der ersten Periode unseres Geschlechtes verhalten haben. Wenn wir, ohne sonst dem Darwinismus zu huldigen, mit der modernen Sprachforschung von der, auch physiologisch vollberechtigten, Annahme ausgehen, daß die damaligen Menschen in ihrem anfänglich thierischen Zustand durchaus sprachlos waren und somit nur die dem kleinen Kinde und den Thieren möglichen Schraie und Töne hervorbringen konnten, so liegt nichts näher, als daß wir den letzteren, vor allem aber den oben erwähnten willkürlichen Lautcombinationen eine gewisse Bedeutung bei der allmäligen Entstehung und Erfindung der Sprache zuschreiben.

Die bekannte Erzählung Herodot's (II. 2) über den Versuch des ägyptischen Königs Psammetich, die älteste aller Nationen und Sprachen ausfindig zu machen, bezieht sich ebenfalls auf unseren Gegenstand. „Er gab“ — so berichtet der Vater der Geschichte — „zwei beliebige neugeborne Kinder einem Hirten zu seinen Heerden, um sie in der Art zu erziehen, daß Niemand ihnen einen Laut hören lasse; sie sollten in einer einsamen Hütte für sich liegen; er solle zur gehörigen Zeit ihnen Ziegen zuführen, sie mit Milch fättigen und dann seinen sonstigen Verrichtungen nachgehen. So machte es Psammetich und gab diese Anordnung in der Absicht, von den Kindern, wenn sie über das unverständige Lallen hinaus wären, zu hören, welches Wort sie zuerst hervorbrechen lassen. So geschah es denn auch. Nachdem der Hirte zwei Jahre so verfuhr und einmal die Thüre öffnete und hineintrat, kamen die beiden Knaben auf ihn zu und sprachen „Bekos“, indem sie die Hände ausstreckten. Wie der Hirt dies zum ersten Mal hörte, machte er nichts daraus; wie aber beim öfteren Kommen und Besorgen dieses Wort häufig kam, that er es seinem Herrn kund und führte die Kinder vor sein Angesicht. Nachdem Psammetich ebenfalls das Wort gehört, erkundigte er sich, welche Menschen etwas „Bekos“ nennen und erfuhr, daß die Phryger das Brod so nennen. In Anbetracht dieser Erfahrung räumten die Aegypter ein, daß die Phryger älter als sie seien. Diesen Hergang habe ich von den Hephästospriestern in Memphis gehört.“

Schade, daß der naive Experimentator sich mit einer ganz ungerechtfertigten Verwerthung dieser Erfahrung begnügt und festzustellen versäumt hat, welche Vorstellung die Kinder dem „Bekos“ (Onomatopoëticum für Ziege?) zu Grunde legten.

Viel weniger bekannt ist ein ähnlicher Versuch, den Kaiser Friedrich II. angestellt hat. Unter Hinweisung auf die Chronik des Franziskaners Salimbene äußert sich Raumer (in seiner Geschichte der Hohenstaufen): „Man sagte dem Kaiser nach, er habe einige Kinder erziehen, aber nie in ihrer Gegenwart sprechen lassen, um zu erfahren, ob und welche Sprache sie von selbst reden würden. Sie mußten

sterben, sagt der Erzähler, da man sie nicht mit Liedern einschläferte (!) und eine solche unmenschliche Stille unerträglich ist.“ Bei dem italienischen Mönch, der schon als Angehöriger eines Bettelordens dem großen Kaiser gram sein mußte, ist freilich kein Verständniß für dessen wissenschaftliche Bemühungen vorzusetzen. Er hat auch für anderweitige, zum Theil rein physiologische, Versuche des hochgebildeten Regenten, die wissenschaftlich viel besser gerechtfertigt waren, als der eben erzählte, nur Worte der Geringschätzung und des Tadels.*)

Die Sprachwerkzeuge sind also schon einigermaßen geübt, wenn das Kind am Ende des ersten, oder zu Anfang des zweiten Jahres — das Mädchen in der Regel etwas früher als der Knabe — die ersten Worte der Begriffssprache hervorbringt. Diese beziehen sich anfangs ausnahmslos auf einige wenige sinnlichen Gegenstände; sodann folgen Worte, welche sinnliche Eigenschaften, z. B. groß, klein, heiß, oder gewisse natürliche Körperverrichtungen ausdrücken, die das Kind allmählig beherrschen lernt. Auch für sonstige sinnliche Handlungen, sowie für die Bewegungen und Stellungen des Körpers oder seiner einzelnen Theile werden allmählig Bezeichnungen gebraucht.

Der Uebergang zum sinnlich Begrifflichen wird einfach dadurch vermittelt, daß das Kind Worte, die es bisher auf bestimmte sinnliche Gegenstände bezogen hatte, auf andere, diesen mehr oder weniger ähnliche überträgt. Alle Männer heißen Papa, alle Hunde erhalten den Namen des Haushundes; das Kind

*) Eine Uebersetzung der Erzählung Salimbene's, dessen *Chronica* (Parma 1857) ich mir erst nachträglich verschaffen konnte, möge hier noch Platz finden. „Eine zweite Thorheit des Kaisers bestand darin, daß er erfahren wollte, welche Sprache und Ausdrucksweise (*lingua et loquela*) Knaben bei ihrer weiteren Entwicklung zeigen, die mit Niemandem sprechen würden. (Sollte heißen: „mit denen Niemand sprechen würde.“) Daher gab er Wärterinnen und Ammen die Vorschrift, daß sie den Kindern Milch reichen und die Brust geben, sie waschen und baden sollten, ohne sie zu liebkosen oder mit ihnen zu reden. Denn er wollte ersehen, ob sie hebräisch, als die älteste Sprache, oder griechisch, oder lateinisch, oder arabisch, oder etwa die Sprache ihrer Eltern sprechen würden. Aber er bemühte sich vergeblich, weil sie alle im Kindes- oder vielmehr Säuglingsalter starben. Sie konnten ja nicht leben ohne den Beifall, die Geberden, freundlichen Mienen und Liebkosungen ihrer Wärterinnen und Ammen; deshalb nennt man Ammenzauber die Lieder, welche das Weib her sagt beim Schaukeln der Wiege, um das Kind einzuschläfern, ohne welche dasselbe nur schlecht schlafen und keine Ruhe haben könnte.“

Die Erklärung des frühzeitigen Todes der Kinder ist selbstverständlich grundfalsch. Salimbene scheut sich nicht zu behaupten (a. a. D. S. 169), der Kaiser habe zweien Männern dieselbe Nahrung reichen lassen, worauf der eine hätte schlafen, der andere auf die Jagd gehen müssen; Aerzte hätten dann beide in des Kaisers Gegenwart secirt, um nachzusehen welcher die Mahlzeit besser verdaut hätte! Dabei habe es sich herausgestellt, daß in dem ruhig Gebliebenen die Verdauung vollständiger erfolgt sei. Ein ähnlicher Versuch wurde erst neuerdings an zwei Hunden mit demselben Erfolg angestellt; Friedrich II., ein genauer Beobachter der Sitten der Thiere, hat gewiß auch Thiere zu seinem Verdauungsversuch verwendet.

Der Chronist ist ein durchaus verdächtiger Gewährsmann auch in dem uns zunächst interessirenden Versuch über die Sprache der Kinder; er überschüttet den Kaiser mit einem Schwall von Schmähungen, obschon er eingestehen muß, daß ihm derselbe in einer persönlichen Angelegenheit einen großen Gefallen gethan habe. Die Worte Salimbene's „wenn Friedrich II. ein guter Katholik gewesen, Gott und die Kirche geliebt hätte, so würde es Wenige seinesgleichen in der Welt gegeben haben“ erklären die Verläumdungen des Mönchs gegen den Kaiser zur Genüge.

giebt überhaupt, bei diesem Herausfinden dessen, was an verschiedenen Dingen ähnlich ist, nicht selten recht naive, von seinem Standpunkt aus ganz wohlgelungene Proben seines Unterscheidungsvermögens. Die erste Vorstellung der Zahlenverhältnisse wird an den eigenen Fingern gewonnen.

Ueber die allmälige Entstehung von Begriffen nicht sinnlicher Natur und die Bedeutung, welche das Kind den entsprechenden Worten anfänglich beilegt, herrschen noch vielfach durchaus verfehlte und übertriebene Ansichten. Statt von dem, ausschließlich im Sinnlichen sich bewegenden Vorstellungsinhalt des Kindes auszugehen, hat man kein Bedenken, übersinnliche Einflüsse zu Hülfe zu nehmen, oder doch dem Kinde angeborene Ideen oder Ueberlegungen zuzuschreiben, für die es absolut noch nicht befähigt ist. Offenbar kann das Kind mit den Worten „böse, gut, brav“, die es von seiner erziehenden Umgebung so häufig und nachdrücklich vernimmt, zunächst nur Vorstellungen des sinnlich Angenehmen oder Unangenehmen, vor allem jener Unlust- oder Lustgefühle verbinden, welche mit den, auf seine Handlungen folgenden Zurechtweisungen, Strafen oder Zufriedenheitsbeweisen und Liebkosungen von Seiten seiner Angehörigen verknüpft sind. Es wird demnach bestimmte Handlungen unterlassen, andere aber ausüben, also ebenso verfahren, wie ein intelligentes Thier, dem gewisse Gewohnheiten abgewöhnt und bestimmte Leistungen angelernt werden sollen. Wenn sich alsdann mit Nothwendigkeit die weitere Erfahrung und Ueberlegung anreicht, daß durch diejenigen Handlungen des Kindes, welche ihm als böse bezeichnet werden, oftmals auch Andere beeinträchtigt werden, so erweitern sich die ursprünglich rein subjectiven und egoistischen Vorstellungen zum Begriff des Erlaubten und Nichterlaubten, des an sich Guten und Bösen. Unsere Vorstellungen und Begriffe schließen überhaupt anfangs nur einen sehr kleinen und gerade den unwesentlichsten Theil der Merkmale und Eigenschaften in sich, welche die immer mehr anwachsende Erfahrung und die schon im Kinde zur Geltung kommende associative Kraft der Worte ihnen allmählig hinzufügt.

Mit den immer mannigfaltiger werdenden Beziehungen des Kindes zu den Menschen und den Dingen der Außenwelt nimmt die Zahl der ihm zu Gebot stehenden Worte, sowie die Fähigkeit, dieselben grammatisch und syntactisch zu verwenden, zu. Anfangs werden eine oder selbst mehrere Vorstellungen nur durch ein einziges, auch wohl von Geberden begleitetes Wort ausgedrückt; der Ruf „Mama“, beim Anblick seiner Mutter, ist nicht bloß der Ausdruck einer einfachen Vorstellung, sondern es knüpfen sich sicherlich an denselben mitunterlaufende Erinnerungen und anderweitige sinnliche Vorstellungen, die sich auf die Mutter beziehen.

Bald gesellt sich zum Subject ein Prädicat; das Substantiv wird mit einem Eigenschaftswort oder mit einem Zeitwort verbunden und für ersteres der Nominativ, für letzteres der Infinitiv gewählt. Werden später zwei Substantiva in Beziehung zu einander gebracht, so geschieht das anfangs durch einfaches Aneinanderreihen der Worte; bald aber beginnt der Gebrauch des Casus und zwar mit dem Dativ, welcher lange Zeit auch dem Genitiv substituirt wird. Vom Zeitwort wird zunächst der Infinitiv und Imperativ gewählt; dann erst folgt das oft gebrauchte Perfectum; die übrigen Flexionen werden viel später, zum Theil erst vom methodischen Unterricht an, benützt. Der bestimmte Artikel wird früher als der

unbestimmte gebraucht. Von jeher hat die späte Verwendung der Pronomina und vor allem die Thatsache, daß das Kind von sich anfangs immer nur in der dritten Person spricht, Aufmerksamkeit erregt.

Am Ende des zweiten Jahres kommen kleine Sätze zum Vorschein; in der Mitte des dritten, wo das Kind bereits kurzen Erzählungen aufmerksam zuhört, ist es schon zu etwas längerer Rede befähigt. Sehr begabte Kinder schreiten unter Umständen viel rascher vorwärts; Macaulay z. B. konnte schon im dritten Jahre fertig lesen und seine Gedanken in größeren Perioden ausdrücken.

Im vierten und fünften Jahr tritt der Trieb zur Geselligkeit und das Bedürfnis des Umganges mit Anderen ganz entschieden hervor. Das Kind verkehrt besonders gerne mit seinen Altersgenossen, deren Reden und Handlungen seinem Vorstellungskreis am besten entsprechen; sein unverwüßtlicher Trieb, das Thun und die Beschäftigungen der Erwachsenen seines eigenen Geschlechtes in seinen Spielen in oft ganz origineller Weise nachzuahmen und die unermüdlige Fragelust und Fragekunst, mit der es sich an ältere Personen zu seiner Unterhaltung und Belehrung wendet, sind mächtige Förderungsmittel in der Erlernung und Beherrschung der Sprache. Größere Erzählungen, die ihm von Anderen mitgetheilt wurden, werden nunmehr mit Vorliebe wiedergegeben.

Das Kind erwirbt seinen Wortschatz und seine sprachlichen Fortschritte überhaupt, ganz vorzugsweis durch seine eigene Initiative; die Zahl der Worte, die es, auch bei der sorgsamsten Erziehung, der ausdrücklichen unmittelbaren Mittheilung Anderer verdankt, ist jedenfalls gering im Vergleich zu denen, die es durch selbstständige Beobachtung des in seiner Umgebung Gesprochenen, also auf dem Wege der förmlichen Selbstbelehrung, kennen lernt. Dabei macht es von gar manchen Worten, deren Sinn es vollständig versteht, vorläufig noch keinen Gebrauch, wie ja auch der Erwachsene — sei er noch so hoch gebildet — den reichen Schatz seiner Sprache, namentlich im Gespräch mit Anderen, bei Weitem nicht vollständig zu verwenden pflegt. Bei solchen, sonst intelligenten Kindern, die (was bei Knaben häufiger vorkommt als bei Mädchen) erst spät sprechen lernen und eben deshalb den Reden Anderer eine ganz besondere Beachtung schenken, tritt dieses Mißverhältniß zwischen dem Verständniß und dem Gebrauch der Worte in auffallender Weise hervor; sie verstehen alles, was man ihnen sagt, thun das von ihnen Geforderte wie Normal-sprechende, wenn sie selbst auch nur wenige, schlecht articulirte Worte mühsam hervorbringen können. Solche Kinder sind den Erwachsenen zu vergleichen, die eine fremde Sprache leidlich, ja selbst ganz gut verstehen, und gleichwohl in derselben sich nicht auszudrücken vermögen. An Sprachgrenzen können die Nachbarn, auch wenn sie nur ihre eigene Sprache reden, sich gleichwohl gegenseitig verständlich machen.

In vollem Gegensatz dazu kann das Kind, wenn es in der Lage ist, neben der Muttersprache eine fremde vielfach zu hören, auch die letztere nebenher und fast in derselben Zeit erlernen, welche die Muttersprache für sich allein in Anspruch nimmt.

Das Kind verkehrt nicht bloß mit Anderen, sondern auch mit sich selbst in lauter Rede. Im zweiten Lebensjahr bringt es zunächst nur zusammenhanglose Worte hervor, oder vielfache Wiederholungen desselben Wortes, die es, wie zum

eigenen Zeitvertreib, mit einer den Zuhörer ermüdenden Monotonie hören läßt. In der Folge gestaltet sich dieses Reden mit sich selbst, bei zunehmender Mannigfaltigkeit seiner Unterhaltungen und Spiele, immer reichhaltiger. Bald genügt die Beschränkung auf sich selbst nicht mehr; es werden auch andere Personen eingeführt, die sich anfangs passiv verhalten und bloß angeredet werden, bis sie schließlich an der Unterhaltung Theil nehmen, indem ihnen Reden und Gegenreden unterlegt werden. Die, in der Regel lebhafteren und redfertigeren Mädchen sind in solchen Leistungen oft unerschöpflich; sie empfangen Besuche, die sie entweder, mit einer fast an Hallucinationen erinnernden Lebhaftigkeit, sich bloß vorstellen, oder durch ihre Puppen vertreten lassen; sie spielen die Rolle der Erwachsenen und behandeln die Puppen als unartige oder folgsame Kinder, die sie sorgfältig erziehen und belehren u. s. w.

Diese laute Selbstunterhaltung ist, psychologisch wie physiologisch, eine Nothwendigkeit für das Kind. Seine Vorstellungen, ehe es sprechen lernt und vielfach auch noch in der späteren Zeit, beziehen sich bloß auf diese oder jene sinnlichen Eigenschaften von (ausnahmslos) sinnlichen Gegenständen; dunkel und verworren werden sie aneinander gereiht, ihre gegenseitigen Beziehungen können aber erst dann vollständig ausgedrückt und begriffen werden, wenn die Hilfsmittel der Sprache zur Anwendung kommen. Während ältere Menschen in vorgestellten Worten der Sprache denken, muß das kleine Kind seine Vorstellungen, wenn sie ihm völlig deutlich sein sollen, hörbar machen. Die deutlichen Vorstellungen des Kindes erfordern also die volle Innervation und die entsprechenden Bewegungen und Stellungen der Sprachwerkzeuge, sammt der lauten Hervorbringung der Worte der Tonsprache. Demnach muß der Anfänger den ganzen psycho-physischen Apparat in volle Thätigkeit setzen, wenn er von ihm überhaupt Gebrauch machen will.

Diese physiologischen Grundlagen des Vorstellens und Denkens lassen sich auch noch in viel späterer Zeit an dem Kinde nachweisen. Beim Auswendiglernen für die Schule werden die Sätze des Spruchbuches laut vorgelesen. Lebhaftige Knaben nehmen dazu sogar die volle Kraft ihrer Zungen in Anspruch. Allmählig ließt sich das Kind leiser, sogar in der tonlosen Flüstersprache, vor; würde man ihm diese Mitbetheiligung der Sprechwerkzeuge und des Gehöres verbieten, so hätte es mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um sein Pensum zu erlernen. In der Folge genügen die entsprechenden (leeren) Bewegungen der Sprachwerkzeuge, ohne Zuhilfenahme des Stimmorganes und des Gehöres, und erst in einem vierten Stadium tritt die bleibende Form des stillen Denkens: das bloße Vorstellen gehörter Worte der Sprache, in ihr Recht. Ungeübte und wenig gebildete Personen sind zeitlebens gezwungen, wenn sie das zu Lesende genau verstehen wollen, so wie die Kinder zu verfahren und auch der Gebildete spricht im Affect, oder wenn ihn sonst ein Gedanke stark in Anspruch nimmt, das Gedachte unwillkürlich mit kurzen Worten laut aus.

Für die Sprachwissenschaft nicht minder, als für die Physiologie des Sprechens wären die sprachmechanischen Fortschritte von Interesse, welche das Kind allmählig macht. Dieser Gegenstand ist aber leider bis jetzt nur als etwas nebensächliches behandelt worden. Zur vollständigen Charakteristik der Worte gehört jedoch unstreitig auch die Form, welche sie im Mund des Kindes annehmen und

das um so mehr, als, wie schon längst erkannt, die Sprache unserer Kinder gar manche Vergleichspunkte mit der Sprache unserer Vorfahren bietet. Die großen Wörterbücher unserer Sprache zeigen in diesem Betreff eine Lücke, die später sicherlich noch ausgefüllt wird.

Schon oben habe ich bemerkt, daß der lallende Säugling manche Laute, die ihm später beim Sprechen lernen Schwierigkeiten machen, mit Leichtigkeit hervorbringt. Zwischen unwillkürlicher und willkürlicher Production eines und desselben Lautes ist eben ein großer Unterschied.

Die Vocale machen nicht die geringste Schwierigkeit, sowie auch das Kind anfangs viele Worte mit Vocalen abschließt. Unsere fränkischen und schwäbischen Vorfahren sind vor tausend Jahren ebenso verfahren; im Vaterunser des neunten Jahrhunderts kommen z. B. die Worte himile (Himmel) — rihi (Reich) vor. Als sich die Brüder Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle im Jahre 842 in der Gegend von Straßburg den bekannten Eid, vor ihren Heeren, gegenseitig ablegten, sprach der Deutsche statt beider: bedhero — statt Erhaltung: gehaltnissi — statt Recht: rehte. Die auch von unsern Kindern gern gebrauchte Endigung auf o kam damals sehr häufig vor, z. B. Name = namo, Herzog = herizoho, Ahne (Großvater) = ano, Herr = herro, lieb = liebo.

Von den Consonanten werden in der Kindersprache zuerst besonders die Lippen-, sodann die Zungen- und theilweis erst später die schwierigeren Gaumenlaute gebraucht. Der Gaumenexplosivlaut g (k) wird meist erst gegen Ende des zweiten Jahres möglich und vorher mit richtigem Instinkt durch das Lippenexplosiv b, später das Zungenexplosiv d ersetzt. Einzelne Menschen bringen es zeitlebens nicht zur deutlichen Aussprache des g. Die Laute, welche besondere Schwierigkeiten machen, sind h — l — das den Darmstädtern zeitlebens schwierige r — ch — s — sch. Mit besonderen Hindernissen haben Kinder mit verspätetem Zahnausbruch zu kämpfen; sie müssen den Mangel durch etwas andere Mundstellungen ausgleichen, so daß z. B. ihr s, auch wenn sie später im Besitz aller Zähne sind, noch lange einen von dem gewöhnlichen s abweichenden Charakter hat.

Die von dem Kinde im zweiten und dritten Lebensjahr gesprochenen Worte bieten besonders folgende Eigenthümlichkeiten.

Gewisse Consonanten fehlen und werden dann meistens durch andere ersetzt; z. B. s durch b oder d (beb = böse, Ahe = Hase, Webbe = Wasser); l je nach Umständen durch j oder w (Wewe = Löwe); sch meistens durch n, oder es wird weggelassen (Gemele = Schemel).

Die Verbindung zweier Consonanten, auch wenn jeder derselben einzeln für sich gut ausgesprochen werden kann, wird gerne vermieden, z. B. Ewebau = Elefant; Webenau = Fledermaus.

In Worten mit zwei von einander getrennten Consonanten, die einzeln für sich gut ausgesprochen werden können, wird gerne einer derselben bevorzugt und kommt deshalb doppelt vor. Das Kind — rohe Sprachen bieten ebenfalls viele Beispiele der Art — hat offenbar einen Gefallen an dem völligen, oder doch annähernden Gleichklang der Silben eines zwei- oder mehrsilbigen Wortes, z. B. Bebe = Besen, Babaube = Blasbalg, Gigod = Schildkröte.

In der Auswahl der Ersatzlaute kommen freilich erhebliche individuelle Unter-

schiede vor; sicherlich aber wird ein genaueres Studium zu allgemeinen Regeln führen, welche von der großen Mehrzahl der Kinder unwillkürlich befolgt werden.

Als Probe der ersten Erzählung eines Knaben gebe ich den Anfang des bekannten Märchens vom Hänsel und der Gretel. Die wortgetreue Aufzeichnung ist mir um so leichter gewesen, als die Erzählung jedesmal ohne irgend eine Abweichung wiederholt wurde.

Id mama papa gäge = Es ist eine Mama und ein Papa gewesen,
 unn die habe wai didi gabt = und diese haben zwei Kinder gehabt
 unn didi waud = und die Kinder sind in den Wald gegangen
 unn habe ohd duh = und haben Holz geholt;
 na an e gugeeidi guju = dann sind sie an ein Zuckerhäuschen gegangen
 unn habe gäg = und haben gegessen;
 no ad die Egg gag = dann hat die Hexe gesagt
 „näg näg neidi, = „Nucker, Nucker Neisle,
 wie immi eidi“ = wer krabbelt mir am Häusle“;
 no habe die didi gag = dann haben die Kinder gesagt,
 „die wid, de immi immi wid“ = „der Wind, der Wind, das himmlische Kind“.

Das Kind sucht übrigens nicht ausschließlich die von seiner Umgebung gehörten Worte nachzuahmen; es erfindet auch neue. Die Angehörigen haben nicht selten eine solche Freude an diesem Kauderwelsch, daß sie im Verkehr mit dem Kinde — ja selbst im Gespräch unter sich! — gar manche der von dem Kleinen erfundenen Worte selbst gebrauchen und dadurch dessen sprachliche Fortschritte nicht eben fördern.

Nicht wenige dieser Worte sind Onomatopoëtica, die ja überhaupt in der Entwicklung der Sprachen keine geringe Rolle spielen; nachgeahmte Thierstimmen, oder Worte, die der Mensch den Thieren zuruft: Gagag, Wauwau, Gotto u. s. w. Noch andere stellen an sich mehr oder weniger charakteristische, z. B. die körperlichen Bedürfnisse oder Empfindungen des Kindes ausdrückende Laute dar; ein einziger Laut oder ein ein- oder mehrsilbiges Wort bezeichnen eine bestimmte willkommene Speise, oder einen widrigen Gegenstand u. s. w. Wieder andere sind so große Verzerrungen der Worte der Sprache, daß eine Aehnlichkeit mit letzteren kaum herausgefunden werden kann; es kommen selbst Fälle vor, daß ein an sich leichtes und kurzes Wort durch ein mehrsilbiges und schwieriger auszusprechendes willkürlich ersetzt wird.

Die neuere Sprachforschung hat die bekannte Erfahrung, daß das Volk Worte einer fremden, ja selbst die ihm nicht klaren Worte der eigenen Sprache in seiner Weise abändert, einer näheren Untersuchung mit Recht für werth gehalten. Es macht sich die Worte dadurch mundgerecht und verständlich, daß eine unmittelbar einleuchtende Vermittelung zwischen ihrem Sinn und ihrem Laut erstrebt wird. Die dreisten Argumentationen dieser „Volksetymologie“, wie sie von Förstemann, Andresen und Anderen passend bezeichnet wird, sind übrigens auch in der gelehrten Forschung nicht immer vermieden worden, insofern wir ihnen nicht wenige falsche Worterklärungen verdanken.

Dem überlegenden Kinde sind beim Sprechenlernen gar manche Worte der eigenen Sprache eben solche Fremdlinge, die es sich ebensowenig, wie der ungebil-

dete Erwachsene die Worte einer ausländischen Sprache, zurecht zu legen vermag. In dem unlängst erschienenen diesjährigen Programm des Heilbronner Gymnasiums giebt Professor Kösch in einer „Die Sprache, das Bild der Seele“ betitelten Abhandlung einige Bemerkungen über die Kinderetymologie. So sagte ein Kleines statt Oblate „Unterblatt“, weil es diese unter das Papier schieben sah; statt Amerikanerstuhl „Herr Decaner-Stuhl“, weil Jemand darauf zu sitzen pflegte, den man Herr Decan hieß. Jedermann wird sich aus seiner Erfahrung ähnlicher, wenn auch mitunter weniger amüsanter, Bezeichnungen erinnern.

Ueber diese Wortbildungen, „die man gewöhnlich einfach als Verfeinerungen bezeichnet“, von denen aber ebenfalls der Spruch gilt: „ein ernster Sinn liegt oft im kind'schen Spiel“, steht, dem Vernehmen nach, von Professor Kösch eine eigene Schrift, der wir mit Interesse entgegensehen, in Aussicht.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch einige andere Bezeichnungsweisen wenigstens andeuten, insofern die Kinder einzelne Dinge, unter Umständen nach dem Namen Dessen ausdrücken, von dem sie dieselben zuerst empfangen haben, oder einfach mit den z. B. einen Wunsch u. dgl. bezeichnenden Worten, die sie bei deren Anblick öfters ausgesprochen haben, oder durch irgend einen passenden Vergleich. Ein bestimmter Leckerbissen erhielt z. B. den Namen „Deß da“, weil das Kind öfters so rief, als es denselben zu Gesichte bekam; Senf wurde als „Wüstes“ bezeichnet u. s. w. Verwendungen von Substantiven zur Verbumbildung sind nicht selten, z. B. „feife“ (die Pfeife benützen) = rauchen. Für ähnliche Dinge wurden auch wohl Adjectivformen gewählt; so sagte ein Knabe beharrlich „lindige — weidige — tannige Bäume“ u. s. w.

Zur Bildung der Sprachlaute sind gewisse, für jeden Einzellaute charakteristische Stellungen oder Bewegungen der Sprechwerkzeuge erforderlich. Das Kind hat aber, wie der Erwachsene, beim Sprechen keineswegs die Absicht, seine Mundorgane in gewisse Stellungen — die ihm überhaupt größtentheils unbekannt bleiben müssen — zu bringen; es ist bloß bemüht, Worte und Laute von bestimmten Timbren auszusprechen. In dieser rein acustischen Aufgabe übt es sich so lange und beharrlich, bis die von ihm ausgesprochenen Worte denen gleich sind, die es von den Erwachsenen hört.

Auf denselben Vorbedingungen beruht überhaupt unsere, allmählig erworbene Herrschaft über die willkürlichen Muskeln; wir wollen beim Singen nicht etwa den Stimmbändern des Kehlkopfes gewisse Stellungen geben, sondern Töne von jeweils bestimmter Höhe, Stärke und Timbre hervorbringen; wir wollen nicht gewisse Muskeln des Armes in Thätigkeit versetzen, sondern dem Arm diese oder jene Stellung oder Bewegung ertheilen; wir wollen nicht bestimmte Muskeln der Harnblase u. s. w. in oder außer Thätigkeit versetzen, sondern den Harn lassen. Die Mittel zur Ausführung dieser Bewegungen oder sonstigen Veränderungen im Körper sind nur der Wissenschaft, nicht aber dem von ihnen Gebrauch machenden Menschen oder Thier bekannt; die Bewegungen werden aber, nach vorausgegangener Uebung, genau in der beabsichtigten Weise vollführt.

Daß es sich bei der Erlernung des Sprechens nicht um die Einübung gewisser, den sprechenden Erwachsenen am Mund abzusehenden Bewegungen handelt, beweist das blind geborene Kind, welches in derselben Zeit sprechen lernt, wie das

normale. Ganz anders aber verhält es sich mit den Taubgeborenen. Wenn das Gehör als Controlmittel dient für die richtige Aussprache der Laute, — sodaß sogar solche, die erst in späteren Lebensjahren taub werden, allmählig in der Deutlichkeit und feineren Nuancirung ihrer Sprache eine Einbuße erleiden — so kann der Taubgeborene auf dem gewöhnlichen Weg der Selbsterziehung unmöglich sprechen lernen. Er wird „taubstumm.“

An den Taubstummen können wir daher die, mit der Erlernung der Sprache verbundenen Vorgänge auf's Neue und unter ganz besonderen Bedingungen prüfen. Das taubstumme Kind besitzt alle sonstigen geistigen Eigenschaften zur Erlernung der Sprache; der Drang, mit den Personen seiner Umgebung sich zu verständigen ist so groß, daß es sich zu diesem Zweck eine Geberden- und Zeichensprache erfindet und weiter ausbildet, welche die ihm näher Stehenden im Verkehr mit ihm ebenfalls annehmen.

Viele von den in diesem Wechselverkehr gebrauchten Signalen beziehen sich auf ganz bestimmte Eigenschaften der zu bezeichnenden Personen und Dinge. So kann z. B. der Vater durch eine drehende Fingerbewegung in der Nähe der Oberlippe bezeichnet werden, weil derselbe häufig den Schnurrbart mit den Fingern dreht; die Mutter wird vielleicht durch eine knüpfende Fingerbewegung unter dem Kinn vorgestellt, wie sie ihre Haube knüpft; ein rothhaariger Bruder durch eine Bewegung gegen das eigene Haupthaar; „Mädchen“ durch eine Bewegung wie beim Stricken; „Knaben“ durch Hindeuten auf eine Fingerspitze, weil ihre Nagelränder häufig unreinlich sind; „morgen“ durch eine Handbewegung nach vorwärts, „gestern“ und „vorgestern“ durch eine, resp. zwei Handbewegungen nach rückwärts u. s. w.

Derartige Zeichen für Gegenstände oder Begriffe wurden ehemals in manchen Taubstummenanstalten sogar zum Unterricht verwendet, allerdings in möglichst rationellen und allgemein verständlichen Formen. Wenn dieselben von allen Taubstummen angenommen würden, so könnten letztere und diejenigen, welche sie erlernen wollen, unabhängig von der Nationalität, sich gegenseitig verständlich machen. Die Zahl der brauchbaren und im Gedächtniß behaltbaren Zeichen kann allerdings nur eine verhältnißmäßig beschränkte sein; ein halbes Tausend derselben — ein doch nicht allzuschwer zu erlernendes Pensum — dürfte hinreichen, um uns, wenn wir uns auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse, sowie die primitivsten Beziehungen des geistigen Wechselverkehrs beschränken wollten, als internationale Zeichensprache in der ganzen Welt durchzuhelfen.

Die Unvollkommenheit, Zweideutigkeit und Armuth dieser Signale hat bekanntlich vor hundert Jahren den Abbé de l'Épée zur Einführung der alphabetischen Zeichensprache geführt, in welcher die einzelnen Laute (Buchstaben) durch bestimmte Fingerstellungen ausgedrückt werden. Auch diese, anfangs enthusiastisch aufgenommene Methode ist immer mehr im Rückgang begriffen.

Die Taubstummen können ja viel mehr leisten; sie sind im Vollbesitz der psychischen und physiologischen (sprachmechanischen) Fähigkeiten, um auch die laute Sprache mehr oder weniger gut, in seltenen Ausnahmefällen fast virtuosenmäßig, erlernen zu können. Diese, zuerst von dem Heidelberger Professor Agricola im fünfzehnten Jahrhundert, später von dem spanischen Mönch Petrus Poncius und Anderen in vereinzelt Fällen geübte und im vorigen Jahrhundert von dem Gegner de l'Épée's, Samuel Heinicke mit großem Erfolg wieder eingeführte „deutsche“

Methode des Taubstummenunterrichtes ist die einzig natürliche, demnach auch practischste, wenn auch schwierigste von allen. Der Unterricht ist, zum Unterschied von dem Selbstunterricht des normalen Kindes, ein directer; insofern der Schüler unmittelbar mit den Stellungen und Bewegungen bekannt gemacht werden muß, welche die Sprechwerkzeuge bei der Production der Einzellaute auszuführen haben, sowie mit der richtigen Combination dieser Bewegungen mit den Ausathmungsbewegungen und den Intonationsstellungen des Kehlkopfes. Der Lehrling hat sich in den Einzellaute und Worten so lange zu üben, bis er die Zufriedenheit des Lehrers erlangt hat; damit übt er aber auch den Muskelsinn seiner Sprachwerkzeuge und zwar bis zu einer Vollkommenheit, von welcher der Normal sinnige gar keine Ahnung hat, d. h. er ist sich auf das Allergenaueste der besonderen Stellungen seiner Sprachwerkzeuge bei der Bildung der einzelnen Laute bewußt. Dieses Bewußtsein ist für ihn die einzig mögliche Controle der richtigen Ausführung des gesprochenen Wortes. In unklarere Weise und ohne jedes physiologische Verständniß reden manche ältere Schriften über Taubstummenunterricht von einer vermeintlichen „inneren Stimme“, welche dem Tauben offenbaren solle, daß er die gewollten Worte richtig gesprochen habe.

Die andere, nicht minder wichtige Aufgabe der deutschen Methode besteht darin, daß der Lehrling von dem Munde des Sprechenden die Worte abzulesen lernt. Wie viel dazu gehört, kann der Vollsinnige sogleich erfahren, wenn er bei verstopften Ohren der Rede eines andern folgen will. Er wird davon so gut wie nichts verstehen!

Im Alterthum und im Mittelalter blieben die Taubstummen sich selbst überlassen. Sogar der große Aristoteles glaubte, sie in eine Kategorie mit den Idioten setzen zu müssen; Augustinus erklärte sie für unfähig zu jeder religiösen Erkenntniß! Die Neuzeit hat sich nicht blos dieser Unglücklichen erfolgreich angenommen und sie zu Menschen gemacht; unser Jahrhundert hat sogar das große Problem gelöst, blind- und zugleich taubgeborenen — eine glücklicherweise unendlich selten angeborne Combination sinnlicher Defecte —, die also nur auf den Tastsinn und den Muskelsinn (die Empfindung der Stellungen des Körpers und der einzelnen Körpertheile) beschränkt waren, um sich in geistigen Rapport mit ihrer Umgebung zu setzen, eine verhältnißmäßig ziemlich weitgehende Erziehung geben zu können. Wir haben es hier mit wahrhaft wunderbaren Leistungen der menschlichen Seele zu thun, die den allerschwersten organischen Hindernissen zum Trotz sich doch noch unter bestimmten Außenbedingungen bis zu einem gewissen Grad entwickeln kann. Sich selbst überlassen würden solche Geschöpfe geistig tief unter den intelligenteren Thieren stehen. Die Erörterung der rationellen Unterrichtsmethoden, die zu diesen schönen Resultaten verhelfen, würde uns jedoch zu weit führen.

In welchen Formen und Symbolen, so müssen wir noch fragen, denkt der Taubstumme? Wenn über diese Frage, schon in Betreff des vollsinnigen Menschen, wenigstens unter den physiologisch nicht Gebildeten, da und dort abweichende, allerdings gänzlich schiefe Ansichten herrschen, so wird eine Uebereinstimmung bezüglich der Taubstummen noch weniger zu erwarten sein. Das Vorstellen und Denken der nicht unterrichteten Taubstummen ist sicherlich ein so unvollkommenes, daß es kaum auffallen kann, wenn dieselben ehemals den Idioten nahe gestellt wurden. Der Taubstumme wird und muß seine Gedanken — wenn sie scharf und völlig klar

sein sollen — offenbar in Vorstellungen derjenigen Bewegungen oder Signale einzufleiden, welche er ausführt, um sie Anderen verständlich zu machen. Demnach muß der in der deutschen Methode Unterrichtete, wenn er für sich denkt, ich will nicht sagen seine concreten sinnlichen Vorstellungen, wohl aber die begrifflichen sich in vorgestellten Bewegungen seiner Sprachwerkzeuge klar machen. Der Vollsinnige denkt in vorgestellten Worten der Tonsprache; wenn er beim Sprechen unwillkürlich ein falsches Wort sagt, so bemerkt er (zum Unterschied vom Taubstummen) den begangenen Fehler keineswegs durch die von ihm gemachten, aber nicht gewollten Sprechbewegungen, sondern nur durch den hervorgebrachten acustischen Effect.

Man hat häufig die geistige Entwicklung des Individuums mit der der Menschheit im Großen und Ganzen verglichen und zwar mit vollem Recht, denn die hier sich förmlich aufdrängenden Analogien sind nicht etwa bloß äußerliche und vereinzelt, sondern von weit- und tiefgehender Bedeutung. Auch die Sprache giebt uns zahlreiche und beherzigenswerthe Belege für die Berechtigung dieses Vergleiches. Ihre Erlernung durch das Kind ist in der That an dieselben Bedingungen geknüpft, welche die Erfindung und die so wunderbare, allmälige Ausbildung der Sprachen überhaupt möglich gemacht haben. Wenn das Kind, indem es bei seinem Selbstunterricht im Sprechenlernen die geistigen Errungenschaften seiner Vorfahren und Mitmenschen aufnimmt, sich mehr receptiv verhält, während die Sprache eine „freie Erfindung“ des Geistes ist, so kann auch dieser, nicht einmal wesentliche Unterschied nur zur Vorsicht bei unseren Schlußfolgerungen mahnen und die Vergleichbarkeit beider Vorgänge erschweren, nicht aber dieselbe als ungerechtfertigt und undurchführbar erscheinen lassen. Wirkt doch das Kind beim Sprechenlernen freithätig mit, indem es von der Sprache jeweils nur das aufnimmt, was es sprachmechanisch und intellectuell einigermaßen bewältigen kann und sogar an derselben, in seiner Weise, Veränderungen anbringt, die es in der Folge nur allmähig wieder aufgibt; sowie auch andererseits die Erfindung der Sprachen nicht rein willkürlich und regellos, sondern nach bestimmten allgemein gültigen Gesetzen erfolgte, welche die Sprachforschung nachzuweisen sucht.

Die erste feelische Entwicklungsstufe des Kindes wird als die Periode des vorwaltenden Instinktes und der einfachen Empfindungen bezeichnet. Selbst der zu früh Geborene ist alsbald zu sämtlichen psychischen Functionen mehr oder weniger befähigt, die wir an dem ausgetragenen Neugeborenen wahrnehmen; demnach sind die ersten Anfänge dieser Thätigkeiten bis in das Uterinleben zurückzuverlegen.

Die Empfindungen der ersten Lebenszeit bestehen, eine jede vollkommen isolirt und rein für sich, also durchaus unabhängig und ohne jeden Zusammenhang mit den zahlreichen übrigen Empfindungen, die in demselben Organismus ablaufen. Ebenfowenig kann von einer schon ursprünglich vorhandenen, wenn auch noch so dunklen Beziehung der Empfindungen zu einem „Vorstellenden“, etwa einem so gerne und häufig, stillschweigend oder ausdrücklich, angenommenen „einheitlichen, von vornherein bestehenden Seelenrudiment“ die Rede sein, das die Empfindungen des eigenen Körpers oder die Eindrücke der Außenwelt gewissermaßen zum Gegenstand seiner Beobachtungen zu machen hätte, um sich als gelehriger Schüler allmähig weiter auszubilden. Ich habe diesen und verwandten Meinungen eine handgreifliche Ausdrucksform gegeben, bloß um mich kurz fassen zu können.

Man bezeichnet die Empfindungen der ersten Lebenszeit mit Recht als „inhaltlose“. Ebenso unabhängig von jedem Vorstellen sind die durch Erregung von Nervencentren verursachten ursprünglichen Bewegungen; die Stimme ist der unwillkürliche, auf einem bloßen Nervenmechanismus beruhende Begleiter der Körpergefühle und instinctiven Bedürfnisse des Neugeborenen.

In der Folge treten auch Lautbildungen auf mit deutlichen Charakteren verschiedenartiger Timbres der Sprachlaute, die, mit keinem bestimmten körperlichen Zustande in Verbindung stehend, nur als indifferente Producte der unwillkürlichen Functionirung der Stimm- und Sprachorgane zu betrachten sind. Jene instinctiven Schraie und Töne sind ohne Zweifel dieselben bei den Kindern aller Nationen; von den übrigen Lautbildungen wäre aber — da wir die Vorgänge bis in ihre ersten, unvollkommenen und scheinbar bedeutungslosen, Anfänge verfolgen müssen — noch zu ermitteln, ob auch sie bei den Kindern aller Völker in übereinstimmender Weise erfolgen.

Im dritten Monat giebt das Kind deutliche Beweise beginnender Aufmerksamkeit auf seine Umgebung; die ursprünglich inhaltslosen Empfindungen trennen sich allmählig in solche, die dem Körper angehören (Gemeingefühle), und in solche, die sich auf die Außenwelt beziehen. Mit dieser immer deutlicher werdenden Unterscheidung beginnt die Entstehung des „Bewußtseins“, d. h. die Vorstellung eines Gegensatzes zwischen unserem Ich und der Außenwelt. Dem entsprechen auch die Bewegungen, die immer mehr den Character des Gewollten an sich tragen; das Kind greift nach fremden Gegenständen, es übt seine Sprachwerkzeuge, bildet jene ein- oder mehrsilbigen Lautcombinationen, die wir früher betrachtet haben u. s. w.

Dieses erste Fallen ist einer gründlichen Untersuchung in hohem Grade werth. Vom bloß sprachmechanischen Standpunkt aus hat es unter allen Umständen Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit; aber auch psychologisch ist es schon deshalb beachtenswerth, weil es nach und nach den Character des Absichtlichen annimmt. Das Kind bringt diese Lautcombination nicht etwa in Zusammenhang mit seinen primitiven Vorstellungen; es erzeugt sie nur um ihrer selbst willen, indem es an ihrer, oft vielfach wiederholten, Production offenbar Gefallen findet. Das in abnorme Verhältnisse versetzte und sich selbst überlassene Kind würde in der Folge sicherlich wenigstens einige seiner Vorstellungen mit solchen Lautsymbolen verbinden, die somit auch für die Sprachforschung beachtenswerth sind.

Der Säugling bietet in psychischer Hinsicht nicht zu verkennende Analogien mit der ersten, sprachlosen Periode der Menschheit. Der Mensch hatte ursprünglich bloß eine Stimme; gewisse Stimmtöne und Schraie waren, wie beim Thier, die charakteristischen Ausdrücke seiner instinctiven Bedürfnisse und Körpergefühle. Auf die Außenwelt angewiesen und in ihr sich zurechtfindend, mit denselben Bewußtseinsgraden, sicherlich aber mit einem größeren Nachahmungstrieb begabt als die intelligenteren Thiere, mußte er zur Nachahmung von Thierstimmen und sonstigen Tönen und Geräuschen veranlaßt werden. Der Anblick, sowie die bloße sinnliche Vorstellung eines Thieres verband sich mit der Nachahmung seiner Stimme. Der nächste Fortschritt mußte darin bestehen, daß auch sonstige Dinge, die das Gehörorgan nicht afficiren, nicht bloß durch Zeichen, Geberden u. s. w., sondern viel bequemer und leichter durch bestimmte Laute ausgedrückt wurden.

Zu diesem Zwecke standen die, wie beim Kinde, anfangs unwillkürlich producirten, Lautcombinationen in genügender Mannigfaltigkeit zu Gebot. Wie beim Kinde konnten ferner die Vorstellungen nur dann zur vollkommenen Deutlichkeit erhoben werden, wenn sie von lauter Stimme begleitet waren; diese mußte aber auch die übrigen Anwesenden anregen, und zu entsprechenden Handlungen und Rufen veranlassen. Das Zustandekommen von Anschauungen, Vorstellungen und weiteren, daran sich knüpfenden Ueberlegungen wurde durch das gemeinsame Zusammenleben mächtig gefördert. Die Wahrnehmung einer bestimmten und regelmäßig wiederkehrenden Wirkung, die die lautbar gewordene Vorstellung auf Andere ausübte, trug wesentlich zur besseren Fixirung und Verstärkung der Vorstellung bei, denn die entsprechende sichtbare und hörbare Theilnahme von zwanzig Anderen hat, um einen übertriebenen Ausdruck zu wählen, dieselbe Wirkung, als ob der Einzelne die Vorstellung ebenso häufig für sich allein wiederholt hätte. Die Gedanken der ersten Menschen erfolgten in thatsächlicher Gemeinschaft, während die Gemeinschaft bei unserem stillen Denken eine bloß ideelle ist.

Die ersten lautbaren Verständigungsmittel unter den Menschen, mochten sie bloß nachahmende Onomatopoëtica oder sonst willkürlich gebildete Lautcombinationen sein, standen noch wenig über dem Niveau der in der Thierwelt gebrauchten natürlichen, aber durchaus stabilen Zeichen. Immerhin aber waren sie, zum Unterschied vom Thier, theilweis wenigstens Producte eines innerhalb unabänderlicher Gesetze freithätig wirkenden bestimmten Willens.

Diese Sprache konnte bloß Worte für das concret Sinnliche besitzen und zwar zuerst für Gegenstände, später auch für sinnliche Handlungen. Das sinnliche Element mußte in ihr in so hohem Grad zur Geltung kommen, daß selbst für eine und dieselbe Handlung, die von verschiedenen Subjecten oder an verschiedenen Objecten ausgeübt wird, jeweils besondere Worte gewählt wurden. Der Act der Nahrungsaufnahme der einzelnen Thiere, insoweit sie den Menschen interessirten, wurde sicherlich jeweils mit besonderen Worten bezeichnet und zwar mit vollem Recht, und ganz naturgemäß, da jede Thiergattung bei diesem Act charakteristische Besonderheiten zeigt, welche die Aufmerksamkeit des bloß im Sinnlichen lebenden Menschen in hohem Grade auf sich ziehen mußten. Mehr oder weniger zahlreiche Ueberbleibsel dieser Manier des Wortbildens existiren selbst in unseren Cultursprachen; es sei z. B. nur an die Worte erinnert, mit welchen Jäger u. s. w. den Begattungsact der verschiedenen Thiere bezeichnen.

Wenn die Wilden noch heutigen Tages schärfere Sinne besitzen als die cultivirten Völker, so müssen auch die Sinne der Menschen in einer früheren Periode leistungsfähiger gewesen sein. Eben diese größere Leistungsfähigkeit bedingt aber mit Nothwendigkeit eine stärkere und vielseitigere Aufmerksamkeit auf die Dinge und die einfachen, ohne Weiteres wahrnehmbaren Begebenheiten in der unmittelbaren Sinneswelt, auf welche zudem die Anschauungen und Vorstellungen des Menschen sich anfänglich ausschließlich beschränkten. Geben doch auch unsere Kleinen auf vieles in ihrer Umgebung Acht, was wir absichtlich ignoriren oder überhaupt gar nicht bemerken. Die Vermuthung, daß die frühesten Sprachen, wenigstens auf einer bestimmten Stufe ihrer Entwicklung, reicher an Worten für natürliche Dinge und Erscheinungen gewesen seien, ist somit wohl berechtigt.

Die Sprachen der rohesten Völker sind noch heute über dieses Stadium kaum hinausgekommen. Diese Verständnismittel, deren Inbegriff wir als concret-sinnliche Sprache bezeichnen können, waren also nur Vorläufer dessen, was wir unter Sprache im vollen Sinn des Wortes verstehen. Eine solche ist nicht nur eine Begriffssprache, insofern sie für das, was einer Anzahl oder einer Vielheit von sinnlichen Erscheinungen gemeinsam ist, bestimmte Worte besitzt, sondern auch eine Vernunftsprache, die sowohl für das bloß sinnliche, als auch für das abstracte Vorstellen und Denken Ausdrücke geschaffen hat.

Auch in dieser höheren und höchsten Entwicklungsstufe tritt uns die Analogie mit der Sprache des Kindes in überraschender Weise entgegen. Die Vielheit der Bezeichnungen für eine und dieselbe Handlung verschwindet nach und nach; es wird aber kein neues Wort für den sinnlichen Begriff gebildet, sondern bloß aus der Zahl der vorhandenen Worte, die diesem Begriff subsumirt sind, eines bevorzugt und zum dominirenden erhoben. Diese Einseitigkeit des Gebrauches mußte von selbst auf die Entstehung des entsprechenden Begriffes führen. Und wie beim Kinde, nach unseren früheren Ausführungen, das abstract Begriffliche anfangs im bloß sinnlich Begrifflichen wurzelt und nur von diesem aus mit den ihm zukommenden Merkmalen allmählig verstanden werden kann, so muß es sich auch mit den Worten der Sprache verhalten haben, welche Abstractes ausdrücken sollten. Den rohesten Völkern fehlen dieselben bekanntlich vollständig; sie haben keine Bezeichnungen für Zeit, Raum, Tugend, Freiheit u. s. w., Worte, deren Sinn auch von dem sprechenlernenden Kinde erst in einer späteren Zeit verstanden werden kann.

Die Sprachen in ihrem Ursprung und wenigstens im Anfang ihrer weiteren Entwicklung, sind sicherlich immer von den Einzelheiten und von der Vielheit zum Allgemeinen, zum Begrifflichen, vorgeschritten. Ein anderer Weg ist für die mit den Anfängen des Vorstellens, Denkens und Sprechens ringende Menschheit schlechterdings undenkbar.

Nun ist aber die Sprachwissenschaft im Stande gewesen, den reichen Wortschatz der jetzigen Sprachen mit großer Wahrscheinlichkeit von verhältnißmäßig nur wenigen (mehrere Hundert) Wurzeln (vorzugsweis oder ausschließlich Verbalwurzeln) abzuleiten. Demnach wäre das Allgemeine, das Begriffliche in unserer Sprache das Primäre, von dem die Worte für das Einzelne auf dem Wege der Ableitung und Unterordnung entstanden sind.

Dieses Resultat der vergleichenden Sprachwissenschaft — die so objectiv wie irgend eine Naturwissenschaft zu Werke geht — steht aber keineswegs im Widerspruch mit dem oben über die Sprachentstehung Gesagten. Nachdem die Ursprache einen gewissen Wortschatz für die concrete Erscheinungswelt gewonnen und eben diesen Wortschatz auch für das sinnlich Begriffliche zu benützen verstanden hatte, mußte in einer weiteren Entwicklungsphase das Allgemeine, das Begriffliche, nothwendig zur vollen Herrschaft gelangen. Nunmehr konnte die sich weiterbildende Sprache einen, dem früheren geradezu entgegengesetzten Weg einschlagen, ohne aber einen völlig neuen Anfang nehmen und das Alte durchaus aufgeben zu müssen. Wenn auch die Sprachwissenschaft vorerst noch die Entstehung der Sprachwurzeln unerörtert läßt und dieselben ausdrücklich „in ihren ältesten Lautformen als gegeben annimmt“, so braucht doch die Hoffnung nicht aufgegeben zu werden,

daß die Beziehungen der jetzigen Sprachen zu ihren Vorläufern, d. h. der Wurzeln zu ihren Urwurzeln, dem künftigen Verständniß einigermaßen erschlossen werden dürften.

Daß auch in sprachmechanischer, grammatikalischer u. s. w. Hinsicht die Entwicklung der Sprache und die Fortschritte des sprechenlernenden Kindes große Analogien bieten, kann hier nicht näher ausgeführt werden. Anfangs wurden, wie beim Kinde, die Worte sicherlich bloß an einander gereiht, „die rohe Sprache“, sagt Herder, „ohne alle Kunst des Gebrauches, ist ein simples Wörterbuch“.

Die Sprache bringt dem Kinde zahllose Lautsymbole für Dinge, Zuständlichkeiten, Handlungen, sinnliche und abstracte Begriffe entgegen, die dasselbe, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Sinnlichen zum Abstracten fortschreitend, allmählig verstehen und bewältigen lernt. Sie allein ermöglicht die geistige Ausbildung des Kindes. Ein Vocabularium der Kindersprache wäre ein verdienstliches Unternehmen. Ein solches hätte nicht bloß die häufigsten Abänderungen zu berücksichtigen, welche die Kinder an den einzelnen Worten anbringen, sondern auch (wenn erforderlich) den dem Wort vom Kinde beigelegten Sinn, sowie die den einzelnen Altersstufen des Kindes geläufigen und verständlichen Worte, was uns eine neue, erwünschte Einsicht in dessen fortschreitende geistige Entwicklung geben würde.

In keinem anderen Verhältniß steht die Sprache aber auch zum erwachsenen Menschen. Unsere Gedanken sind ja keineswegs, wie man öfters angenommen hat, zuvörderst „rein als solche“, gewissermaßen als außerphysische Wesenheiten vorhanden, als deren bloß physischer, also einseitiger, Ausdruck die Sprache zu betrachten wäre. Die einfachsten Vorstellungen, wie die complexesten Gedanken existiren für uns nur, und ausschließlich nur in der Form sinnlicher Symbole. Das Symbol kann in irgend welcher Vorstellung dieser oder jener Attribute der Sinnlichkeit bestehen; seine beste, bequemste und flüchtigste Form ist aber das vorgestellte Wort der Begriffssprache.

Wie die geistige Entwicklung des Kindes durch die Sprache ganz außerordentlich beschleunigt wird, so wird auch der Ablauf der Vorstellungen des Erwachsenen am meisten beschleunigt, wenn er in den Symbolen der Sprache erfolgt. Vorstellungen und Denkoperationen von auch nur mäßiger Complexion, wären überhaupt ohne die Hülfsmittel der Sprache gar nicht möglich, ebenso wie schon nur wenig verwickelte Größenbeziehungen ohne die mathematische Zeichensprache gar nicht zum Ausdruck gebracht werden können! Die Begriffssprache hat somit eine viel tiefere und essentiellere Bedeutung, als daß sie einseitig als ein bloßes Instrument des Geistes betrachtet werden dürfte.

Das Christenthum und die sociale Frage.

Von
Daniel Schenkel.

1.

Daß man innere Schäden nicht lediglich durch äußere Mittel heilen kann, das ist wohl ein allgemein gültiger Satz. Wenn ein Strom, von Regengüssen geschwellt, immer auf's Neue wieder über fruchtbare Landstriche zerstörende Gewässer